Nummer 341. XXVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Freitag, 7. Juli 1899.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Ein unwürdiger Armenkommissionsvorsteher.

Gerichtsverhandlungen wie die in unserer heutigen Morgennummer über „die Verzweiflungsthat einer Mutter" veröffentlichten sind geeignet, auch den gleichmütigsten Leser in die heiße Entrüstung zu versetzen. Verzweiflungsentschlüsse ähnlich denjenigen, von welchen die gestrige Gerichtsverhandlung Kunde brachte, gehören leider nicht zu den seltenen Vorkommnissen in einer Millionenstadt. Diese schaudervollen Katastrophen ganz und gar zu verhindern, wird nie jemals der menschlichen Schwachheit und Unvollkommenheit gelingen. Aber, was irgendwie dazu angethan scheint, ein derartige schaudererregende Verzweiflungsentschlüsse zu vermindern, das muß natürlich geschehen.

Als ein geeignetes Mittel hierzu gilt eine wohlgeordnete Armenpflege, wohlgeordnet nicht bloß im büreaukratischen Sinne, sondern in dem einer echten mit den unglücklichen Armen mitfühlenden Herzlichkeit. Die Armenkommissare stellen ihr schweres Ehrenamt als die wahren Pfleger der Armen verwalten. Im Ganzen und Großen muß man unserer städtischen Armenverwaltung die Anerkennung nachsagen, daß sie nach Kräften bemüht ist, das Loos der ihrer Pflege anvertrauten Armen zu lindern.

Um so entsetzlicher mußte die gerichtskundig gewordene Thatsache auf die Gemüther unserer Bürger wirken, daß einer unter Vertrauensmänner, noch dazu ein städtischer Volksschullehrer, so sehr allen Pflicht-, allen Ehrgefühls, aller Sittlichkeit baar sein konnte, einer armen, von ihrem Ehemann verlassenen Frau und Mutter von vier unmündigen Kindern den Weg der Schande anzuempfehlen, um auf diese Weise sich einen lohnenderen Erwerb für sich und ihre Kinder zu verschaffen!

Das Maß von Verruchtheit, das sich in einer derartigen Zumuthung zeigt, ist gar nicht auszudenken. Mit Schaudern wendet man sich von einer derartigen Gewissenlosigkeit ab. Jedoch mit einem wahren Grauen muß man daran denken, daß ein Mann mit solcher Gesinnung das Amt eines städtischen Schullehrers versehen konnte. Welch ein Grad von Heuchelei gehörte dazu, daß dieser städtische Lehrer Wilhelm Kose seine Mitbürger und seine Kollegen in der Armenkommission vermaßen für sich einzunehmen wußte, daß sie ihn aus freiem Antriebe zu ihrem Vorsitzenden wählten.

Auch in diesem Betracht zeigt sich wieder einmal die ganze Unvollkommenheit der menschlichen Natur und ihre völlige Schutzlosigkeit gegenüber den Schlichen der Scheinheiligkeit und der heuchlerischen Verstellung. Es gehört wirklich schon zum Glück sehr selten vorhandener Grad von Erbärmlichkeit dazu, um alle die betreffenden Vorsichtsmaßregeln, die bei der Auslese der Armenkommissionsmitglieder angewendet werden, so gründlich zu Schanden zu machen, wie diesmal leider geschehen.

Sobald nämlich in einer von den für die offene Armenpflege gebildeten 273 Bezirksarmenkommissionen ein Ersatz erforderlich ist, tritt der Stadtverordnete des betreffenden Bezirkes mit den von der Armendirektion gewählten Mitgliedern in Verbindung, hört deren Vorschläge und prüft sie, worauf dann die Wahl zum Armenkommissar erfolgt.

Diese Bezirksarmenkommissionen betrauen den ihnen als geeignetsten Erscheinenden mit dem Vorsitz. Sollte man einen Vertrauenswürdigeren auszuwählen im Stande sein als den im Hinblicke doch gewiß wohl bekannt gewordenen Volksschullehrer? Und just dieser sollte sich eines derartigen, nicht voraussehenden Vertrauensbruches schuldig machen?

Daß ein derartiger Mensch, der in solcher Weise das Vertrauen seiner Mitbürger durch ein, wer weiß wie lange fortgesetztes heuchlerisches Wirken zu täuschen wußte, auch nicht eine Stunde länger sein Ehrenamt als Bezirksarmenvorsteher behalten kann, ist ebensowenig zu bezweifeln, wie daß seines Wirkens als Volksschullehrer nicht länger sein darf.

Hoffentlich wird man sich in der heutigen Magistratssitzung bereits mit dem Falle Wilhelm Kose sehr ernst beschäftigt haben. Wenn irgendwo, so handelt diesmal die Tagespresse als die Wahrerin des öffentlichen Interesses, wenn sie die augenblickliche Dispensirung dieses seines Amtes unwürdig gewordenen städtischen Schullehrers fordert. Solch ein Mensch darf auch nicht eine Stunde mehr in der Schule geduldet werden.

Die Einleitung des Disziplinarverfahrens wird ja natürlich nicht ausbleiben. Aber die gesammte Bürgerschaft Berlins hat noch ein anderes Recht geltend zu machen, nämlich daß der Magistrat schleunigst die gegen den bisherigen Armenkommissionsvorsteher Wilhelm Kose verfügten vorläufigen Maßregeln zur allgemeinen Kenntniß bringe. Jede Säumigkeit zieht eine Gefahr nach sich und keine geringe.

„Iphigenie."

Nicht von Aulis und nicht von Tauris, von der Iphigenie in Bergen wollen wir sprechen. Sie ist zwar nur ein Schiff, aber sie theilt mit der priesterlichen Tochter Agamemnons den Vorzug, daß sie besänftigend, ausgleichend, friedenspendend wirkt. Es muß am Namen liegen!

Wer hätte vor einigen Jahren eine solche Szene für möglich gehalten, wie sie sich gestern in den nordischen Gewässern abspielen konnte? Der deutsche Kaiser auf einem französischen Staatsschiffe! Französische Seekadetten vor dem König von Preußen manövrirend! Und aus Paris ertönt bisher kein Ton der Mißbilligung. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist kein gleich merkwürdiger und gleich erfreulicher Tag in dem Verkehr zwischen Deutschen und Franzosen zu verzeichnen gewesen.

Es handelt sich bei dem Ereigniß um keine Zufälligkeit. Die „Iphigenie" erwies dem fremden Souverän nicht eine Ehrenbezeigung, weil sie gerade in dem Fjorde kreuzte, in welchem er sich befand und ohne eine im internationalen Verkehr nicht mögliche Unhöflichkeit ihm nicht hätte ausweichen können. Das Schiff ist im Gegentheil extra zu der Begegnung mit dem Kaiser dorthin dirigirt worden. Der französische Kommandant lud im Auftrage seiner Regierung den Kaiser zum Betreten des französischen Territoriums ein. Denn jedes Schiff gilt nach dem Völkerrecht als ein Gebietstheil des Staates, dessen Flagge es führt. Im Auftrage ihrer Regierung manövrirten die Franzosen vor dem kritischen Auge des fremden Fürsten.

Es ist die erste offizielle That Frankreichs seit Menschengedenken, um einem Wunsche freundschaftlichen Verkehrs mit Deutschland Ausdruck zu geben. Das Erscheinen französischer Kriegsschiffe zur Eröffnung des Nordostseekanals war nur ein Akt widerwilliger Erfüllung internationaler Bräuche gewesen, der unter allerhand Zeichen des Mißmuthes ausgeführt wurde. Die Fahrt der „Iphigenie" dagegen trägt einen spontanen Charakter friedlicher Annäherung.

Der Moment, in welchem sie erfolgt, ist gut gewählt und nach allen Richtungen hin bedeutungsvoll. Frankreich ist auf der Konferenz im Haag erschienen, um allgemeine Fragen der Friedenserhaltung zu diskutiren, ohne dabei irgend einen Vorbehalt bezüglich Elsaß-Lothringens zu machen. Das wäre vor wenigen Jahren undenkbar gewesen. Frankreich steht am Vorabend der Weltausstellung und will durch Thaten beweisen, daß wenigstens die offiziellen Kreise bestrebt sind, das große Kulturfest ohne Hintergedanken zu feiern. Kurz vor dem letzten Akte des Dreyfus-Dramas, in welchem die Fälschungen der Nationalisten dem Kaiser Wilhelm eine französenfeindliche Rolle zugedacht hatten, ladet die Regierung in Paris den deutschen Monarchen ein, ihr Territorium zu betreten. Und die Sache wird noch pikanter dadurch, daß er es zum ersten Mal betritt, während gerade ein Sozialdemokrat Mitglied des französischen Ministeriums ist.

Noch vor kurzer Zeit hätten die Chauvinisten erklärt, die französischen Gewehre würden von selbst losgehen, wenn der Beherrscher der Preußiens eine Revue über französische Soldaten abnehmen wollte. Diese Parade hat nunmehr stattgefunden, und die Rufer sind verstummt. Langsam, aber stetig hat die persönliche Kourtoisie Kaiser Wilhelms auf die Franzosen gewirkt. Seit dem Tage, da er bei der Ermordung Carnots die beiden wegen Spionage verurtheilten Offiziere in ihre Heimath zurücksandte und dadurch seinem Mitgefühl mit der trauernden Nation einen realen Beweis der Aufrichtigkeit in zartester Weise hinzufügte, ist er ihr sympathisch geworden. Die Deutschen in Frankreich hörten damals oft sagen: „Il est très-chic, votre empereur." Très-chic! Es war im Munde eines Parisers der höchste Grad der Anerkennung.

Die Erkenntniß, daß in allen internationalen Fragen der letzten Jahre die deutschen Interessen mit den französischen niemals kollidirten, während England die Pariser Regierung benachtheiligte und Rußland nur platonisches Mitgefühl äußerte, hat sicherlich zu dem Umschwung der Beziehungen zwischen Berlin und Paris beigetragen. Aber den größten Einfluß hat doch die Empfindung des gallischen Volksgeistes für interessante und imponirende Persönlichkeiten auf diese Besserung ausgeübt. Der deutsche Kaiser interessirt die Franzosen, und er imponirt ihnen.

Die „Iphigenie" aber wird in ihre Heimath zurückkehren, gleich ihrer Goethe'schen Namensschwester mit dem Bewußtsein, daß sie in dem freunden Herrscher dort oben keinen Feind gefunden hat.

---

* Wegen der in dem stenographischen Berichte vorgenommenen „Korrektur" der Bemerkungen des Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem über die Diskutirbarkeit von Aeußerungen des Kaisers ist, wenn die „Neue Hamb. Ztg." recht unterrichtet sein sollte, von der Staatsanwaltschaft des Landgerichts I Berlin bereits die Untersuchung wider Unbekannt wegen Urkundenfälschung eröffnet worden, und infolge dessen seien bereits Vernehmungen angeordnet. Das Blatt macht auch Mittheilungen darüber, in welcher Richtung der Thäter nicht zu suchen sei, indem es schreibt:

Graf Ballestrem hat bereits erklärt, daß er die eingeschalteten Worte des Berichtes nicht gesprochen hat. Auch im Originalstenogramm stehen sie nicht. Dagegen finden sie sich als Zusatz am Rande der Umschrift des Stenogramms in gewöhnlicher Schrift, und zwar von anderer Hand hinzugefügt. Diese Hand ist weder die des betreffenden Stenographen, noch die des Beamten, welcher die Umschrift mit der Urschrift zu vergleichen hatte, noch die des Leiters des stenographischen Büreaus Dr. Eduard Engel (des bekannten Literarhistorikers und Zonenturisingitators), noch endlich die des stellvertretenden Direktors des Reichstagsbüreaus, Herrn Jungheim.

Dagegen habe die Schrift „einige entfernte Aehnlichkeit" mit der des vor einigen Tagen entrumenen Redakteurs Homann vom Presseburean im Ministerium des Innern. Wir unsererseits registriren diese Angabe nur mit großem Widerstreben, weil sie eine Verdächtigung gegen einen Mann enthält, dessen Mund für immer geschlossen ist. Wir sind der Ansicht, daß nunmehr die Staatsanwaltschaft alle Veranlassung hat, der Sache auf den Grund zu gehen, schon damit nicht der Verdacht auf einer Persönlichkeit haften bleibe, die sich nicht mehr vertheidigen kann. Es wird gesagt, daß Homann, um seinen Bericht für den Kaiser schneller erledigen zu können, Zutritt zum Reichstagsbüreau und die Erlaubniß gehabt habe, die amtlichen Stenogramme zu benützen. Von anderer Seite wird Homann sehr energisch in Schutz genommen. So schreibt den „Leipz. N. N." ihr Berliner Korrespondent:

„Allerdings erhält der Monarch kurze telegraphische Berichte aus dem Reichstage. Sie werden während der Sitzung verfaßt und stückweise abgesandt. Beauftragt mit dieser Thätigkeit war seit Langem der treffliche Karl Homann, der leider zur tiefen Trauer der zahlreichen Freunde und Verehrer, die dieser ehrenhafte und gewissenhafte Mann besaß, vor 10 Tagen bei einer Bootsfahrt auf dem Saksower See bei Potsdam ertrunken ist. Seine Telegramme waren lediglich kurze, sachliche Referate, vollkommen tendenzlos und unparteiisch; da ich auf der Tribüne zufällig Homanns Nachbar war, habe ich diese Berichte, ebenso wie für andere Freunde, oft genug gelesen. Die Episode Rösicke umfaßte zwei Zeilen. Die amtlichen oder anderen Stenogramme kamen bei dieser Thätigkeit überhaupt nicht in Frage, und Homann wäre der Letzte gewesen, der seine Hand zu einer Intrigue geboten hätte. Ressortmäßig gehörte er zum Literarischen Büreau."

Im Uebrigen sind wir der Ansicht, daß nunmehr der Präsident Graf Ballestrem aus seiner Reserve heraustreten und das Resultat der im Reichstagsbüreau, wie verlautete, längst abgeschlossenen Untersuchung bekannt geben müßte,

---

Negerkunst.

Von **Fritz Stahl.** [Nachdruck verboten.]

Im Museum für Völkerkunde ist als neue Erwerbung eine Sammlung von Bronzearbeiten aus dem Lande Benin aufgestellt, die zum ersten Male gestatten, von einer Negerkunst zu sprechen. Freilich muß gleich hinzugefügt werden, daß zu dem Begriff Kunst im historischen Sinne nicht Gefälligkeit der Formen gehört; primitive Kunst ist nirgends in unserem Sinne schön. Künstlerisch nenne ich diese Werke wegen ihrer Absicht auf ehrliche Schilderung des Lebens und wegen der tüchtigen handwerklichen Arbeit.

Benin ist eine Landschaft an der Sklavenküste, deren Hauptstadt seit Jahrhunderten für Europäer unzugänglich gewesen war, als sie die Engländer vor zwei Jahren durch Sturm nahmen. Freilich wußten alte Reiseschriftsteller, Portugiesen und Holländer, namentlich der Holländer Dapper, der im 17. Jahrhundert schrieb, von der Stadt zu erzählen. Aber auch wer sich vor ihrer neuen Erschließung für diese Berichte interessirte, las sie ungläubig. Denn wer glaubt einem Weltreisenden, daß in einer Negerstadt von den Dächern eherne Schlangen von dreißig Fuß Länge herabhängen, und daß die Säulen eines Hauses von unten bis oben mit Bronzereliefs bedeckt sind?! Und nun hat sich doch alles als Wahrheit herausgestellt, und es sind Dinge zu Tage getreten, die uns die ganze Rasse mit anderen Augen ansehen lassen. Was hier zu sehen ist, läßt auf eine alte und hohe Kultur schließen.

In künstlerischer Hinsicht am höchsten stehen die Porträtköpfe. Wirklich Köpfe und nicht Büsten, sie sind am Halse, oben ein breites, bis zum Munde herausgehendes Perlenband umgiebt, abgeschnitten. Den Schädel bedeckt oft eine Perrücke, die an egyptische erinnert, oft ein Helm, der die Form eines großen Hornes hat. Unter dem Rand fallen ganz dünne Zöpfchen herunter, die zwischen den gleich langen Gehängen von Perlen sich merkwürdig genug ausnehmen.

Für uns verschwindet in Porträts fremder Rassen das Individuelle fast ganz, der Typus überwiegt. Es geht uns ja auch mit den Menschen selbst so. Aber einzelne Köpfe sind trotzdem von solcher überzeugenden Eigenart, daß wir sie als glänzende Porträts empfinden. Sie sind bei aller Absicht der Aehnlichkeit nicht naturalistisch, sondern stilisirt, vereinfacht, und wenn man das Wort cum grano salis versteht, kann man sie sogar monumental nennen. Einzelne werden sich in jeder Sammlung von Porträts aus allen Zeiten, trotz der Fehler in Augen und Ohren, die übrigens die Werke primitiver Kunst überall, auch in Griechenland, hatten, mit Ehren behaupten können.

Die Technik ist hier wie in den Reliefs der Guß mit verlorenem Wachs, der für uns nach langem Verlust erst vor kurzer Zeit wieder entdeckt ist. Es wird ein Wachsmodell hergestellt, das genau die Form hat, die der Bronzegegenstand erhalten soll. Dieses Modell wird mit einem Brei, bei uns aus Gips, umgeben, der dann völlig getrocknet wird. In diesem Mantel befinden sich Kanäle für das glühende Erz, das sich beim Guß an die Stelle des schmelzenden Wachses setzt. Ob die Technik in Benin bodenwüchsig war oder durch Europäer — in Europa war sie durch Cellini im 16. Jahrhundert eingeführt worden — mitgebracht wurde, wird sich natürlich nicht mehr nachweisen lassen. Jedenfalls werden Guß und Ciseliren mit großer Sicherheit geübt. Das Material ist verschiedenwerthig, aber es sind Stücke von einem wundervollen messingähnlichen Glanz da.

Mag die Technik importirt sein, die Kunst ist im Lande gewachsen. Das darf auch Jemand behaupten, der in der Völkerkunde nicht Fachmann ist, vielleicht gerade nur Jemand, der vieler Völker Kunst kennt. Entlehnte Kunst ist immer innerlich leer und äußerlich geschickt, die primitive hat überall die entgegengesetzten Eigenschaften. Schon die Art des Reliefs, dessen Figuren immer völlig en face stehen und wie ausgeklebte halbe Rundfiguren wirken, kann nicht unter dem Einfluß fremder Kunst entstanden sein, da keine andere sie hat. Auch die verständnißvolle Darstellung der Eingeborenen und die ganz kindliche der Ausländer verträgt sich nur mit der Annahme eingeborener Künstler.

Unter den Reliefs sind den Gelehrten natürlich die am wichtigsten, die die Leute von Benin in voller Tracht mit allen Details zeigen. Und sie sehen ja merkwürdig genug aus mit Helm, Panzer, Schild und Lanze, die mit jeder Einzelheit des Stoffes und des Ornaments wiedergegeben sind. Für uns andere aber sind doch die Tafeln mit den Europäern am interessantesten, die übrigens auch insofern bedeutend sind, da sie eine Datirung dieser ganzen Kunst ermöglichen. Es sind Portugiesen und Holländer im Kostüm des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Künstler haben für ihre Darstellung keine Vorbilder gehabt, sondern sich ganz auf ihre naive Anschauung verlassen, und sie sind doch sachlich damit so weit gekommen, daß wir ihre Absicht erkennen. Im Typus am auffallendsten war ihnen die Nase im Gegensatz zu ihrer breiten gestülpten, das Haar im Gegensatz zu ihrem krausen und der Bart. Sie geben also alle Europäer mit schmalen Adlernasen, langen schlichten Haaren und einem Kinnbart. Wams und Rock werden leidlich, wenn die Künstler auch nie die Bedeutung eines Knopfes empfunden haben, zu dem nie ein Knopfloch gehört, sondern der nur, ungeheuer vergrößert, als Zierrath dasitzt. Viel mehr Kopfzerbrechen machen ihnen die Hosen, mit denen sie nie fertig geworden sind. Sie ziehen sie, um ihre Form zu zeigen, weit unter dem bedeckenden Rock hervor und machen dadurch den Leib lang und die Beine